

SWR2 Wissen

Trump und die Stahlindustrie

Viel versprochen, wenig erreicht

Von Julia Kastein

Sendung: Sonntag, 11. Oktober 2020

Redaktion: Gabor Paal

Produktion: SWR 2020

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Juni 2016: Wahlkampfveranstaltung von Donald Trump in der Kleinstadt Monessen, im Südwesten von Pennsylvania. Hinter dem republikanischen Präsidentschaftskandidaten türmt sich eine Wand aus Recycling-Aluminium. Vor ihm stehen hunderte geladene Gäste und lauschen gespannt, als Trump sein „America First“-Programm für die Wirtschaft vorstellt.

„Wir werden amerikanisches Stahl und Aluminium wieder in das Rückgrat unserer Landes stecken. Und dadurch werden gewaltige Zahlen an neuen Arbeitsplätzen entstehen. Gut bezahlte Jobs, nicht die Jobs, die wir heute haben. Gewaltige Zahlen an guten Jobs!“

Stacy Wolford steht an diesem Tag mit in der Menge. Die Mitvierzigerin ist Redakteurin beim Mon Valley Independent.

„Es war richtig aufregend. Es war das erste Mal seit Präsident Kennedy 1962 die Stadt besucht hat, dass so etwas großes in unserem kleinen Nest passiert.“

Bei der passenden Kulisse für seine Rede hatte Trumps Team nicht viel Auswahl: In Monessen gibt es nur noch zwei größere Betriebe in der Montan-Industrie: die Recycling-Firma. Und eine Kokerei. Früher lebten in der Kleinstadt rund 20 Kilometer südlich von Pittsburgh über 20.000 Menschen. Jetzt sind es nur noch knapp 7000. 7000 Arbeiter schufteten in den beiden Stahlwerken am Ufer des Monogahela Flusses. Die gibt es schon seit den 80er-Jahren nicht mehr. Auch Stacy Wolford, in einem Kleid in neon-orange, Fingernägeln in der gleichen Farbe und einer Maske mit Leoparden-Muster, stammt aus einer Stahlarbeiter-Familie. Trumps Besuch hätte den Menschen in Monessen Mut gemacht:

„Er hat viel Hoffnung mitgebracht. Die Stahlhütten-Industrie ist schon seit Jahren tot. Und seitdem quälen wir uns dahin. Nicht nur in Monessen, sondern in all den kleinen Städten entlang des Flusses kann man die Verwahrlosung sehen. Und er hat neuen Enthusiasmus, neue Aufregung verbreitet. Ich glaube, die Leute wollten auch daran glauben. Schließlich brauchen wir doch alle Hoffnung.“

Der Mon Valley Independent residiert in einer heruntergekommenen Baracke, die sich die Zeitung mit einer Tankstelle teilt. Im Newsroom läuft der Fernseher, vier Reporter tippen und telefonieren.

Besuch empfängt Stacy in einem kleinen fensterlosen Konferenzzimmer, das auch als Abstellkammer fungiert. Stacy und ihre Kollegen sind einfach froh, dass es ihre Zeitung überhaupt noch gibt. Das Traditionsblatt war Ende 2015 nach über 113 Jahren vorübergehend eingestellt worden.

„Drei, nein vier lokale Geschäftsleute haben entschieden: Wir können nicht unsere Zeitung verlieren. Wir brauchen eine Stimme im Mon Valley. Und das in einer Zeit, in der überall Zeitungen schließen und die Wirtschaft hier nicht so gut läuft. Sie haben die Zeitung wieder aufgemacht. Und hier sind wir, vier Jahre später, wir wachsen. Wir konzentrieren uns auf das Hyperlokale: Nachrichten aus der Nachbarschaft, Stadtratssitzungen. Das ist unsere Nische.“

Stacy und ihre Kollegen kennen die lokale Wirtschaftsentwicklung genau. Ein paar neue Läden, ein paar kleine, hochspezialisierte Produktionsfirmen, die

beispielsweise Teile für die Gasindustrie herstellen, sind in den vergangenen vier Jahren entstanden. Die Arbeitslosenquote lag vor der Corona-Pandemie im März 2020 bei rund 6 Prozent – so wie schon bei Trumps Amtsantritt im Januar 2017. Aber die vielen gutbezahlten neuen Jobs, die Trump versprochen hat – es gibt sie nicht, schon gar nicht in der Stahlindustrie.

„Wir alle hier wissen doch, dass Stahl nicht zurückkommt. Das ist einfach die Realität.“

Im Ortskern von Monessen erinnert die Wandmalerei auf einer Brandmauer an die stählerne Vergangenheit: Die Hochöfen, die darauf zu sehen sind, wurden längst verschrottet. Nur die Kokerei existiert noch

Joe Como steht am Maschendrahtzaun vor dem riesigen Werksgelände direkt in der Ortsmitte. Eine Hangar-große Halle, ein rostiger Kran und ein Förderband ragen dahinter in die Höhe. Früher standen auf dem weitläufigen Gelände zwischen Fluss und Hauptstraße auch ein Draht- und ein Schienenwalzwerk.

„Mein Schwager war hier Vorarbeiter. Sie haben ihn extra nach Japan geschickt, damit er lernt, wie man diese Schienen herstellt. Es war die längste Walze in den USA. 20 Millionen hat die gekostet. Und nach einem Jahr haben sie hier dicht gemacht.“

Joe, ein stämmiger Mann von Mitte 60, mit kurzem grauem Haar und weitaufgeknöpften Poloshirt, zeigt auf die riesigen Batterien der Kokerei:

Sie laufen momentan nur im Notbetrieb. Der weltgrößte Stahlkonzern ArcelorMittal produziert hier normalerweise den Brennstoff für seine Werke in der Nähe von Philadelphia und in Canada. Aber seit Sommer steht die Produktion wegen der Pandemie still. Como ist Bezirkschef der einst mächtigen Stahlarbeiter-Gewerkschaft. „United Steelworkers.“ Auch die Belegschaft der Kokerei vertritt er. Über die Hälfte der knapp 200 Mitarbeiter wurde in den vergangenen Monaten entlassen.

Zum Mittagessen lädt der Gewerkschafter ins Clubhaus der örtlichen Feuerwehr ein. Comos ältere Tochter betreibt das Lokal und kocht, die Jüngere kellnert. Im Fernseher über der Bar läuft eine Quizshow. Eine Handvoll Tische stehen verteilt in dem schmucklosen Raum. Ein paar Gäste sitzen schon vor gewaltigen Tellern mit Fischsandwiches, Fritten und Krautsalat.

Seine Töchter hätten mehrere Jobs, um überhaupt über die Runden zu kommen., erzählt Como zwischen zwei Bissen. Früher sei das anders gewesen:

„Mein Vater hat 44 Jahre in der Stahlhütte gearbeitet. Unsere Autos waren orange. Man hat die Hütte überall gerochen. Aber: Wir hatten Kleider. Wir hatten Essen. Wir konnten in die Ferien fahren.“

Die vergleichsweise gut bezahlten und abgesicherten Jobs mit Krankenversicherung und ordentlichen Renten brachten den Stahlarbeitern Wohlstand und ein Gefühl von Sicherheit. Als Como Anfang der 2000er-Jahre den Gewerkschaftsposten übernahm, waren die Hochzeiten lange vorbei. Gerade mal 900 Arbeiter vertrat er damals. Jetzt

sind es über 2000. Aber nicht, weil mehr Montanjobs entstanden sind – das sind nur 500 davon – sondern weil die Gewerkschaft längst auch andere Branchen vertritt.

Gewerkschaftsmitglied sein – das hieß, jahrzehntelang auch fast automatisch die Demokraten wählen. Aber 2016 stimmten auch einige von Joes Mitgliedern für Trump – genug, um dem Republikaner in Pennsylvania mit zum knappen Wahlsieg zu verhelfen. Und genug, um Como ins Grübeln zu bringen:

„Warum Gewerkschaftsleute Trump mögen – ich weiß es nicht. Hauptsächlich ist es wohl die Art, wie er redet. Dass er einfach sagt, was ihm in den Sinn kommt. Aber diese Leute verstehen einfach nicht, dass die Republikaner die Gewerkschaften schwächen wollen.“

Joe Como jedenfalls wird für seinen Namensvetter Biden stimmen – und preist ihn fast mit den gleichen Worten, wie Trump-Anhänger den amtierenden Präsidenten:

„Er weiß, was nötig ist, um Amerika wieder groß zu machen.“

Man muss im Mon Valley nicht lange suchen, um Menschen zu treffen, die das ganz anders sehen. Eine halbe Autostunde nordwestlich von Monessen, auf einem Hügel über der Ortschaft Finleyville, hat die Walter Long Manufacturing Company ihren Sitz. Vor der Eingangstür zum kleinen Bürogebäude steht ein blaues Schild: „Trump ist mein Präsident.“

David Long, ein vergnügter Mitsechziger mit Glatze und Bismarck-Schnurbart, führt den Familienbetrieb mit seinem Bruder Robert. Im Büro hängen historische Fotos aus den Anfängen:

Sein Urgroßvater kam in den 1880er-Jahren aus England nach Amerika, ließ sich in der Stahlstadt Pittsburgh nieder. Walter und seine Brüder stellten Kessel her und reparierten sie. Als die Stahlhütten in Pittsburgh schlossen, zog der Betrieb aufs Land – aber er überlebte.

„Wir hatten Glück. Viele unsere Mitbewerber haben dichtgemacht, weil sie nicht spezialisiert waren. Unsere Spezialität ist Kanten und Rollen.“

David führt hinüber in die große Werkshalle. Die riesigen Pressen und Walzen zischen, klopfen und kreischen, ein Dutzend Männer mit Tattoos und Gehörschutz bedienen sie. Überall stapeln sich Stahlplatten, Rohre und Trichter in verschiedenen Stärken. Davids Sohn Jesse ist hier der Werkstattdirektor. Der 38-Jährige mit dem grauen Zopf und Rauschebart zeigt auf eine schwarze Walze:

Baujahr 1879 – sein Ur-Urgroßvater hat sie kurz vor dem Ersten Weltkrieg gekauft – funktioniert noch immer.

Ihre Kunden seien traditionell andere Stahlbetriebe, Unternehmen in der Kohle und in der Erdgasindustrie, erzählt David zurück im Büro. In der Obama-Ära sei das Kohle-Geschäft wegen strengerer Auflagen fast komplett eingebrochen.

Das letzte Amtsjahr von Trumps Vorgänger ist deshalb das Schlimmste in der Firmengeschichte gewesen. Mit der Wahl 2016 war schlagartig alles anders.

„Trump wurde gewählt. Und am Tag danach – es war als hätten all die großen Firmen nur darauf gewartet – und alle machten „whuuu“ – und die nächsten zwei Jahre hat das Geschäft geboomt. Es war super viel zu tun.“

Momentan ist das Geschäft ziemlich ruhig. Ob das mit der Pandemie oder mit dem Handelskrieg zu tun hat? David zuckt mit den Schultern. 2018 verhängte Trump Sonderzölle auf Stahl aus China und der europäischen Union. Die US-Stahlindustrie fuhr kurzfristig die Produktion hoch – und dann wieder runter. Die Preise gingen in den Keller.

„Wir als Firma haben noch nie Stahl aus dem Ausland gekauft. Wir haben ein paar Kunden, die ausländischen Stahl kaufen und ihn von uns verarbeiten lassen. Aber ehrlich gesagt sehen wir davon auch nicht mehr viel. Aber die Preise sind gerade wirklich sehr niedrig. So niedrig wie seit 20 Jahren nicht.“

Das kleine Unternehmen mit 25 Mitarbeitern profitiert auch von dem einzigen industriellen Großprojekt, das in Trumps Amtszeit in der Region entstanden ist: Der Shell-Konzern baut rund 40 Kilometer nordöstlich von Pittsburgh, am Ohio River, eine gigantische Plastikfabrik – über eine Million Tonnen Kunststoff pro Jahr soll dort mal produziert werden. Der Rohstoff, Ethylen, kommt aus der Gegend: Es ist ein Beiprodukt der Erdgasförderung durch Fracking.

„Haben Sie das Ding gesehen – Wahnsinn. Es ist riesig. Und soweit wir wissen ist das nur das erste von vielen solchen Großprojekte für die Erdgas-Industrie. Und so ein Werk bedeutet für Leute wie uns eine Menge Arbeit.“

Aber auch wenn es gerade nicht so gut läuft: David will Trump wiederwählen:

„Zum einen bin ich ein Konservativer. Und zum anderen: Das Geschäft. Ich habe einfach Angst, dass wenn der andere Typ gewählt wird, dass hier dann alles weg ist.“

Ein demokratischer Präsident Biden, fürchtet er, könnte mit dem Ausstieg aus den fossilen Brennstoffen ernst machen. Stattdessen wünscht sich David, dass wie von Trump versprochen, die USA weiter auf Fracking und Kohle setzen.

Ob ihm der Klimawandel denn keine Sorgen macht? David winkt ab:

„Nein! In den vergangenen 50,70 Jahren wurden doch so viele Umweltauflagen gemacht. Und wir hier haben die Teile selber hergestellt, mit denen alles sauberer wird. Also die Luft, die aus diesen Kraftwerken kommt, die ist richtig, richtig sauber. Und ich mag ja nur ein dummer Stahl-Typ sein – aber brauchen Pflanzen nicht auch CO2 zum Leben?“

Zum Ende des Besuchs geht David Sohns Jesse rüber zur Einfahrt: Dort ragt seine Nachbildung einer historischen Nike Abwehrrakete schräg in den grauen Himmel. Bevor die Firma Long sich hier niederließ war das Gelände eine Abschussrampe des US-Militärs, erklärt Vater David.

„Weil Pittsburgh so ein großer Stahlproduzent war, haben sie rundherum diese Abschussrampen aufgestellt. Damit falls die Russen angreifen, wir sie abschießen können.“

Jesse ist gelernter Uhrmacher und der Künstler in der Familie: Auch die rostigen Dinosaurier im Hof hat er geschweißt. Irgendwann soll er mit seinem Bruder das Geschäft übernehmen.

„Mit Uhren reparieren lässt sich nicht viel Geld verdienen. Und alle in meiner Familie haben das hier gemacht, in den letzten 122 Jahren.“

Die Zeiten, als die USA glaubten, ihre Stahlstadt Pittsburgh mit Raketen schützen zu müssen, sind lang vorbei. Die meisten Hütten und Hochöfen sind verschwunden – oder Industriedenkmäler.

Es rauscht und es ist sehr dunkel im Innern der Carrie Blast Furnaces, einer stillgelegten Hochofen-Anlage südlich von Pittsburgh. Nur ein paar Dutzend winziger Lichter erhellen wie Sterne den Raum, der sich schier endlos in die pechschwarze Tiefe zu dehnen scheint. Die Installation mit Meeresrauschen ist das Werk von Shohei Katayama. Der japanisch-stämmige junge Mann in Muscle Shirt und mit Zipfel-Bärtchen ist einer der elf Künstler, die sich an der Ausstellung in der Industrieanlage beteiligen.

„Das hier war die Eisen-Allee, hier floss das heiße flüssige Eisen durch. Ich wollte zeigen, wie Organismen auch in extremen Umgebungen überleben. Hier gibt's Spinnen und sowas. Und deshalb dachte ich, ich schaffe ein ganzes Universum in dieser alten Eisen-Allee.“

Eine Etage weiter oben, in der Gießhalle, erinnert eine Installation mit Zeitzeugen-Aufnahmen daran, wie die Menschen die Hütten vor ihrer Haustür wahrnahmen.

„Als ich Kind war, da war die Eisenhütte noch Teil unseres Lebens. Es roch nach Schwefel. Entweder es stank nach Fürzen oder nach Rost.“

„Dieses Zeug von der Hütte. Wenn man Basketball spielte hatte man es überall an den Klamotten und an den Händen. Ich wusste nie, was es war. Aber ich wusste, wo es herkam. Nachts konnte man es aus dem Himmel regnen sehen.“

„Wir haben es Diamant-Staub genannt, weil es so gefunktelt hat. Wir wussten ja nicht, dass es ein Gesundheitsrisiko sein könnte.“

Ronald Baraff passt an diesem Abend auf, dass keiner der Besucher in der Finsternis über Schwellen und Eisenteile stolpert und abstürzt.

Niemand darf sterben – und nur einer darf sich hier verletzen, nämlich ich, scherzt der Mittfünfziger mit dem grauen Rauschebart und einem halben Dutzend Silberringen im Ohr. Baraff ist der Museums-Direktor von „Rivers of Steel“. Der Verein verwaltet mehrere Industriedenkmäler in der Region.

Am Nachmittag, bei grellem Tageslicht, führt der Industrie-Historiker durch die gewaltige Anlage. Zwei rostige Hochöfen ragen in den blauen Himmel. Daneben die große Halle mit teils eingeschmissenen Scheiben und über einer Tür prangt noch das Logo von United Steel.

„Die Hochöfen, die noch stehen, wurden 1907 in Betrieb genommen und liefen bis 1978. Deshalb sind sie noch da: Weil sie die einzigen Hochöfen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg sind, die in diesem Land noch existieren.“

Baraff setzt sich in den Schatten eines Baumes auf der Wiese vor den Hochöfen und erzählt im Schnelldurchlauf die Geschichte der Anlage: Der Stahlmagnat Andrew Carnegie kaufte sie 1898 und machte daraus in den folgenden Jahrzehnten die lange Zeit größte und produktivste Hütte der Welt. 15.000 Menschen arbeiteten hier.

„Und dieser Stahl ist der Stahl, aus dem das Amerika des 20. Jahrhunderts gebaut wird.“

Die Brücke, über die das heiße flüssige Eisen in die Werke auf der anderen Flussseite transportiert wurde, existiert noch. Alles andere ist verschwunden, stattdessen hat sich die Natur das Gelände am Flussufer zurückerobert.

1982 wurde die Eisenproduktion eingestellt, erzählt Baraff. Der Niedergang aber hatte schon viel früher begonnen – und viele Gründe: Der Konzern investierte nicht genug, die Produktivität sank. Die Gewerkschaften stellten sich quer. Die Umweltauflagen wurden strenger. Die Konkurrenz aus dem Ausland wuchs. Und so wie in Homestead ging es in fast allen Stahlhütten entlang des Monongahela – und letztlich den gesamten USA. Über 150.000 Stahlarbeiter in der Region verloren ihren Job.

Als in den 90er-Jahren vielerorts mit dem Abriss begonnen wurde, hätten viele Leute erst verstanden: Das ist endgültig.

„Es war nun real. Es wird nicht wieder hochgefahren. Und die Reaktionen in der Region waren heftig: Die Suizid-Raten gingen hoch. Die Scheidungsraten auch. Alkoholismus. Die Leute flohen, wir haben die Hälfte unserer Bevölkerung verloren.“

Baraff, der im Süden von Pittsburgh, in Sichtweite der Hochöfen aufgewachsen ist, hat Verständnis für die Menschen in der Region, die sich die glorreiche eiserne Vergangenheit zurückwünschen und deshalb empfänglich waren, für Trumps Wahlversprechen.

„Das ist eine Region, der das Herz rausgerissen wurde. Und wenn nun jemand kommt, der verspricht: Wir bringen all das zurück, es wird wieder Arbeit geben – egal ob das nun in Monessen ist oder wo auch immer entlang dieses Flusses, natürlich wollen die Leute das. Aber ist es passiert? Nein.“

In Pittsburgh selbst glaubte die Mehrheit der Bürger ohnehin nicht an das Versprechen – die Stadt stimmte 2016 mit klarer Mehrheit für Hillary Clinton. Aber anders als die kleinen Stahlorte im Umland hat Pittsburgh den Strukturwandel auch bewältigt, sagt Chris Briem, Wirtschaftsprofessor an der University of Pittsburgh.

Briem steht auf der Hot Metal Bridge über den Monongahela im Süden der Stadt: Früher reihten sich auch hier die Stahlhütten. Jetzt sind es Bürogebäude, Hotels, Bars und Restaurants, in denen sich trotz Pandemie viele junge Leute auf den Terrassen drängeln. Die alte Bahnlinie am Südufer ist ein Spazierweg. Nur ein paar Hinweistafeln erinnern an die Vergangenheit.

„Ich leider immer noch an kognitiver Dissonanz, wenn ich hier über die Brücke komme. Weil hier eben die Stahlwerke die Nachbarschaft überragten. Scheint mir immer noch komisch, dass sie nicht mehr da sind.“

Pittsburgh – das ist die Geschichte zweier Städte, sagt der Experte.

„Es gibt ziemliche Unterschiede zwischen den Jobs, die hier in der Stadt entstanden sind. Und der wirtschaftlichen Entwicklung in der Region, die nicht so gewachsen ist.“

Im Gesundheitswesen, bei Finanzleistungen und durch universitäre Forschungseinrichtungen sind in Pittsburgh in den vergangenen Jahrzehnten viele neue Arbeitsplätze entstanden: Uber, Google, Microsoft, Facebook und Apple haben inzwischen Niederlassungen hier. Aber das Umland hat von dieser Entwicklung kaum profitiert.

„Für lange Zeit haben wir nach etwas gesucht, dass Stahl ersetzen kann. Aber die Wahrheit ist, dass keine Industrie so lange existieren wird wie die Stahlindustrie in Pittsburgh. Und wenn das Umland erfolgreich und wettbewerbsfähig sein will, dann braucht man eine diversere Wirtschaft. Lauter verschiedene Industrien, die Investitionen aus ganz verschiedenen Bereichen bringen.“

Im Büro von Sean Kertes in der Kreisstadt Greensburg ist diese Botschaft angekommen. Der 33-Jährige ist seit Anfang des Jahres County Commissioner, spricht Landrat von Westmoreland, dem County, zu dem auch die kleine Stadt Monessen gehört. Und obwohl Kertes selbst Republikaner und Trump-Wähler ist sagt er:

„In unserem County ist die Stahlindustrie schon seit Jahren weg. Und ein neues Stahlwerk bauen – das wird nicht passieren. Das wäre doch viel zu teuer.“

Trotzdem ist der Lokalpolitiker voll des Lobes für die Wirtschaftspolitik seines Präsidenten:

„Die Möglichkeiten für Unternehmen, an Geld zu kommen, ist viel einfacher. Wir sehen viele kleine Unternehmen und Startups. Die Gewerbegebiete füllen sich und das bringt Jobs. Nicht hunderte auf einmal, aber 10 oder 15 hier, 20, 30 da.“

Tatsächlich ist die Arbeitslosenquote in Westmoreland County in Trumps ersten Jahren leicht gesunken – aber schon vor der Corona-Pandemie lag sie auf dem Niveau wie vor der Wahl 2016. Kertes aber sagt:

„Taten sprechen lauter als Worte. Natürlich muss man nicht mit allem einverstanden sein, was er sagt. Aber was er für uns hier auf der lokalen Ebene getan hat, das haben wir hier in den letzten über zehn Jahren nicht gesehen. Nicht nur unter Obama nicht, sondern auch nicht unter den Bushes. Er hat Dinge für uns getan wie seit Anfang der 90-er nicht.“

Zurück in der Kleinstadt Monessen ist von Aufschwung nichts zu spüren. Im historischen Ortskern stehen fast alle Geschäfte leer. Es gibt noch einen Drugstore, zwei Tankstellen, einen Autohändler. Aus den einst prachtvollen, verzierten roten Klinker-Fassaden wachsen Bäume und Gestrüpp. Auf der Schoomaker Avenue,

einer der beiden Hauptstraßen durch die Stadtmitte, steht ein leeres Haus neben dem anderen. Fenster und Türen mit Brettern vernagelt, die Vorgärten vermüllt.

John Nestor zeigt auf die Zeile gegenüber: Jedes Haus ist inzwischen leer. Der 32-Jährige wohnt mit seiner Familie im einzigen gepflegten Haus auf dem gesamten Block. Auf seiner Veranda stehen Blumenkübel und Katzenfutter. „Liebe Gott, liebe die Menschen“, steht auf Nestors T-Shirt. Er selbst klingt resigniert:

„Leider hat sich gar nichts geändert. Die Regierung ist nicht gekommen und hat was getan. Es ist immer noch das gleiche. Die Leute müssen kapieren, dass die Regierung keine Jobs schafft. Menschen schaffen Jobs. Trump hat jedenfalls nichts geändert. Und wer was anderes geglaubt hat, sollte sich schämen.“

Eine deutliche Veränderung hatte Trumps Besuch in Monessen 2016 aber: Auch wegen seinem Auftritt wurde der langjährige Bürgermeister abgewählt. Matt Shorraw ist der Neue. Jetzt sitzt der schmale, dunkelblonde Mann hinter einem riesigen Schreibtisch in seinem düsteren Amtszimmer und erklärt, wie alles kam:

„Mein Vorgänger hatte Trump hierher eingeladen. Und hat bei der Gelegenheit viele hässliche Dinge gesagt. Zum Beispiel: Wenn der Islamische Staat nach Monessen käme, würden sie gleich wieder umdrehen, weil die Stadt aussieht als sei sie schon bombardiert worden. So redet man nicht mit der internationalen Presse über seine Stadt! Das hat mich echt geärgert. Also habe ich beschlossen, gegen ihn zu kandidieren.“

Bei seiner Wahl war Shorraw, der Musik studiert hat und nebenbei die High School Band mitleitet, erst 26 – einer der jüngsten Bürgermeister der USA. Mit tiefen Wurzeln in Monessen:

„Meine Ur-Großeltern kamen wegen des Stahlwerks her, mein Großeltern haben sich im Drahtwalzwerk kennengelernt. Also ohne die Stahlhütten gäbe es mich gar nicht.“

Trump's Auftritt sah Shorraw damals skeptisch gesehen.

„Ich hatte wenigstens auf ein bisschen Geld für Infrastruktur gehofft, das würde uns schon riesig helfen. Aber nichts dergleichen.... Was wir wirklich brauchen, ist irgendein großes Unternehmen, das sich hier ansiedelt. Denn wenn wir die Jobs hätten, um unsere Bevölkerung zu halten – dann wäre das wenigstens ein Schritt in die richtige Richtung.“

Sharrow zeigt auf ein Ölbild hinter sich: Es zeigt ihn selbst vor einem der verfallenen Gebäude in der Innenstadt. Er will das alte Bankhaus unbedingt bewahren. Die Silhouette des Gebäudes hat er sich sogar auf den Arm tätowiert:

„Ich liebe diese alten Gebäude. Wenn wir sie abreißen, löschen wir auch unsere Vergangenheit aus.“

Aber: Der gewaltige Leerstand ist ein Riesenproblem für die Stadt:

„Jetzt sehen wir, wie die Drogenhändler die Häuser kaufen und daraus dealen. Monessen hat mittlerweile mehr Dealer als User. Das ist ein echtes Problem. Es hat viel mit dem Mangel an Möglichkeiten zu tun, keine Jobs und so weiter. Aber auch mit der großen Zahl an verlassenen Gebäuden. Da kann man viel verstecken.“

Trumps Chancen in seiner Stadt schätzt Sharrow eher gering:

„Ich erinnere mich an die Wahlkarte: Wir waren der kleine demokratische blaue Punkt in einem Meer von republikanischem Rot. Kann schon sein, dass es diesmal knapper wird. Aber viele Leute sind wirklich wütend darüber, wie er mit der Pandemie umgegangen ist.“

Sharrow hofft, dass die Demokraten aus Trumps Auftritt in Monessen etwas gelernt haben.

„Biden muss auch raus und die kleinen Orte besuchen. Auch wenn es wegen der Pandemie schwer ist. Aber ich glaube, viele Menschen in Städten wie Monessen fühlen sich vergessen. Und es ist ganz wichtig für alle Städte und Dörfer, sich nicht vergessen zu fühlen.“